

## Nicht nur Berufsbefähigung

Zum Verhältnis der pastoralen Berufe zur Theologie

*Die Beziehung zwischen wissenschaftlicher Theologie, pastoraler Praxis und kirchlichem Lehramt ist hoch komplex, die Verhältnisbestimmung hängt immer von der jeweiligen Perspektive ab. Wenn aber Konzepte wissenschaftlicher Theologie und Projekte kirchlichen Handelns nicht mehr im Kontrast zueinanderstehen und Konflikte generieren, stimmt etwas nicht.*

Die Verhältnisbestimmung von „wissenschaftlicher Theologie“ und den „pastoralen Berufen“ ist immer abhängig von der jeweiligen Perspektive, das heißt, von dem Ort, an dem der oder die Antwortende steht und sich befindet. Solche Ortsbestimmung und damit eine Beschreibung der jeweiligen Perspektive steht daher am Anfang dieser Überlegungen. Sie deckt bereits wichtige Spannungen auf.

„Wissenschaftliche Theologie“ steht bereits in Führungszeichen geschrieben, nicht, um an dieser Stelle den derzeit nicht minder wichtigen Diskurs um die Wissenschaftlichkeit des Faches aufzurufen, sondern um zu markieren, dass der Begriff Theologie noch nicht ausreicht, um die Verhältnisbestimmung auszumachen. Schon „Theologie“ geschieht an verschiedenen Orten, sie hat ihren Platz – zuerst – im Volk Gottes, sie findet sich in der Praxis der Gläubigen als Einzelne und in ihren Sozialformen, sie ist Aufgabe des kirchlichen Amtes und sie geschieht im Umfeld von Forschung und Lehre.

Spätestens in diesem Feld von Forschung und Lehre muss sie „wissenschaftlichen Ansprüchen“ genügen, das heißt, sie muss sich im Diskurs der wissenschaftlichen Society als diskursfähig und methodisch klar und nachvollziehbar behaupten, um dann nicht nur auf der Ebene des Bekenntnisses und der Behauptung stehen zu bleiben. Im Rahmen dieses Beitrags geht es um diese Form wissenschaftlicher Theologie, wie sie in den Hochschulen, Fakultäten und akademischen Instituten ihre Ausprägung findet.

Was hat also diese Theologie mit den kirchlichen Berufen zu tun, was ist ihr eigenes Interesse, was ihr Auftrag und was die an sie herangetragene Erwartung?

In den Reformen der akademischen Studien und den daraus resultierenden Akkreditierungsmaßnahmen wird ein Begriff eingeführt, der quasi der Schlüsselbegriff für die Verhältnisbestimmung sein will, der Begriff der „Employability“. Studiengänge sollen nur akkreditiert werden, wenn die Abschlüsse „berufsfähig“ machen. Vor allem im geisteswissenschaftlichen Bereich, aber auch in anderen Feldern der Grundlagenforschung wird dieser Begriff kritisch gesehen, fast schon zu einem Symbol für die immer mehr eingegrenzte Freiheit wissenschaftlichen Denkens und eine immer größere Verzweckung der Wissenschaften. Allein die Berufsqualifizierung und nicht die Bildung im Sinne einer Grundprägung des Denkens

und Verhaltens, des Fragens und Beurteilens wird als Anspruch an die Institute herangetragen.

Die eigentliche Aufgabe des Studiums, die darin besteht, eine Theorie zu entwickeln und sich anzueignen, die einen in die Lage versetzt, den Anforderungen des Praxis kreativ zu begegnen zu können, wird nicht ausreichend gewürdigt. Ob zu dem die Freiheit des Denkens darin ausreichend Raum behält (zumal dann, wenn selbst Promotionsverfahren mehr und mehr „verkurst“, genauer verschult werden sollten), darf bezweifelt werden.

### Überbetriebliche Ausbildungsstätte statt Hort intellektueller Freiheit

Welche Kompetenz brauchen Frauen und Männer, die in unserer derzeitigen Situation als Theologinnen und Theologen in der Kirche arbeiten, wie können die theologischen akademischen Einrichtungen diese Menschen und die Einrichtungen fördern? Dazu kommt noch mehr oder minder offen formuliert die Frage, was denn das kirchliche Amt und die Anstellungsträger als Förderung begreifen, ob es beispielsweise um Stabilisierung der Verhältnisse oder Fortschreibung im Sinne von Veränderung gehen soll. In diesem Rahmen bewegen sich die zentralen Fragen

der kirchlichen Leitungsverantwortlichen. Und nicht wenige der Bewerberinnen und Bewerber für die kirchlichen Berufe fragen, zumindest phasenweise, in die gleiche Richtung: Wie können wir das, was wir hier studieren (sollen), in der „Praxis“ gebrauchen?

Theologische Institute werden so von manchen eher als überbetriebliche Ausbildungseinrichtungen eingeordnet, denn als Horte intellektueller Anstrengung und Freiheit. Dieser Perspektive liegt die Gefahr

nahe, wissenschaftliche Theologie zur ancilla, zur Magd der kirchlichen Praxis und der kirchenamtlichen Erwartungen zu

**Richard Hartmann** (geb. 1958) ist seit 2002 Professor für Pastoraltheologie und Homiletik an der Theologischen Fakultät Fulda. Im Jahr 2000 wurde er im Fach Praktische Theologie und Homiletik an der Katholisch-theologischen Fakultät Tübingen mit der Arbeit „Auf dem Weg zu einer Zielperspektive für gemeindliche Hochschulpastoral“ habilitiert. Von 2004 bis 2008 war er Rektor der Theologischen Fakultät Fulda.

degradieren. Dieser Verdacht wird umso größer, wenn die Kriterien für die Lehre an diesen Einrichtungen nicht ausreichend an wissenschaftlicher Qualität, sondern vielmehr an möglichst textnaher Rezeption kirchenamtlicher Dokumente und an der eigenen Teilhabe am kirchlichen Amt festgemacht werden. Die leidige Diskussion um die Formen, wie das „nihil obstat“ erteilt wird, und um die im deutschsprachigen Bereich zumindest in einigen Fächern längst nicht mehr zu haltende „Priesterquote“ stärkt zumindest die Vermutung nach einer strategisch gewollten „engen“ Führung der Theologie durch das kirchliche Amt.

Fernerhin machen die kirchlichen Dokumente jedoch zugleich deutlich, dass die theologisch-wissenschaftliche Ausbildung nur eine von wenigstens drei Kompetenzfeldern ist, die in der Ausbildungsphase erschlossen werden sollen. Für die spirituelle Zurüstung und die Persönlichkeitsbildung sind in klarer Zuständigkeitstrennung die Priesterseminare und Mentorate verantwortlich. Auch diese Trennung müsste wenigstens noch einmal genauer reflektiert werden. Ist sie überhaupt möglich? Kann es persönlich unreife, spirituell dürre, wissenschaftlich reife Theologien geben? Oder kann mit spirituellem Habitus ausgeglichen werden, was an intellektueller oder auch nur fleißiger Auseinandersetzung nicht geleistet wird? An dieser Stelle soll kein Rückschritt in die Form tridentinischer Priesterausbildung propagiert werden, die alles unter einem Dach wollte. Was jedoch ganz sicher nicht geht – und das muss nachgearbeitet werden – ist eine Segmentierung ohne Sicherung der notwendigen Schnitt- und Reibungsflächen. Eigene Begegnungs- und Kommunikationsorte müssen dazu neu gestaltet werden.

Eine weitere Perspektive muss eingenommen werden in der Verhältnisbestimmung von kirchlichen Ämtern zur wissenschaftlichen Theologie. Es geht um die Frage, wie Steuerung in der Kirche möglich ist; es geht um die Frage, ob durch bestimmte vordergründig betonte kirchliche und pastorale Positionen in der Ausbildung und im Studium auch die daraus erwachsende Praxis „in die richtige Richtung“ gelenkt werden kann. Es ist schließlich die Frage, ob eine Fakultät oder ein Institut überhaupt in eine Richtung lenkt.

Die Fakultäten werden diese Frage sicher schnell zurückweisen, weil sie ja die Freiheit und die Entwicklungsfähigkeit ihrer Fächer beschneidet, weil sie jede Fakultät einzubinden versucht in eine bestimmte Schulform. Die Fortschritte auch im theologischen Denken sind sicher durch die Dynamik der Kooperation an Instituten und Fakultäten befördert worden, niemals aber im Sinne einer einheitlichen Strategie. Die Differenzen machten die Fakultäten – aber auch die Bistümer – und die verschiedenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stark und handlungsfähig. Das gilt gerade in einer pluralen Situation wie heute.

Und selbst wenn – wie die Priesterstudie *Paul M. Zulehners* eindrucksvoll zeigte (vgl. dieses Heft, 36 ff.) – Priester zur glei-

chen Zeit in der gleichen Fakultät und dem gleichen Priesterseminar ausgebildet werden, sind sie – gottlob – nicht gleichförmig und damit programmiert für eine bestimmte pastorale Praxis.

Phantasien der Steuerung durch die Institute, auch durch die Fort- und Weiterbildungsinstitute der Diözesen, sind nicht nur einfach empirisch als unrealistisch zurückzuweisen, sondern zeugen auch von einem sehr verkürzten Verständnis der Persönlichkeiten und der Steuerung von Systemen und Institutionen. Die Erwartung also an die theologisch wissenschaftlichen Einrichtungen, der Vereinheitlichung und strategischen Ausrichtung zu dienen, wird enttäuscht werden müssen, unabhängig von der Frage, wer denn mit welcher Kompetenz diese Ausrichtung bestimmen sollte.

Die Konfliktlinien sind erkennbar: In der Ausprägung der wissenschaftlichen Institute, in der Erwartung ihrer Studierender und in der Hoffnung der kirchlichen Praxis in der Leitung und im „Feld“ selber begegnen einander unterschiedliche Aufgaben, Erwartungen und Bedürfnisse, die nicht einfach harmonisiert werden dürfen, die jedoch verantwortlich in Beziehung gesetzt werden sollen.

### Konzepte wissenschaftlicher Theologie und Projekte kirchlichen Handelns stehen im Kontrast zueinander

Wenn Konzepte wissenschaftlicher Theologie und Projekte kirchlichen Handelns nicht im Kontrast zueinander stehen und Konflikte generieren, stimmt etwas nicht. Die Konfliktfreiheit wiese auf eine reine Selbstreferentialität hin – oder gar eschatologisch – auf die Vermutung, dass das Reich Gottes bereits vollendet sei. Für die pastoralen Berufe bedeutet dies, dass sie sicher unterschiedliche Positionen – theoretisch wie praktisch – wahrnehmen und in ihrem Handeln ihren eigenen Ort bestimmen. Nicht alle Ausdifferenzierungen möglicher pastoraler Praxis sind im Detail zu studieren, aber eine Grundorientierung muss im Studium erarbeitet werden, die dazu befähigt, einerseits sich bestimmten Positionen anzuschließen, andererseits bestimmte Strömungen differenziert zu reflektieren, schließlich um – bei aller eigenen Sicherheit – den notwendigen Freiraum offenzuhalten in der Begegnung mit konkreten Kirchengliedern und deren eigenen Positionierungen.

Von den klassischen Konfliktlinien, die sich durch die Theologiegeschichte ziehen, sind es einige, die direkt die Tätigkeit der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Kirche beeinflussen. Zunächst der „Welt“-Konflikt: Wie wird die Gegenwart gewertet, mit positivem Vorzeichen, als Ort der Gegenwart Gottes, den wir in den „Zeichen der Zeit“ sehen oder mit negativen Vorzeichen, als zu überwindende Krisenzeit? Ist der Weg zum Himmel offen für viele oder für wenige?

Der „Gemeinschafts“-Konflikt: Wie versteht sich die Kirche, als kleine Herde der Erwählten oder als wanderndes Volk Gottes: wer nicht gegen uns ist, ist für uns? Der „Ämter“-Konflikt (oder „Richtungs“-Konflikt): Wie wird Kirche „aufgebaut“,

von der Hierarchie und den Amtsträgern her oder von allen Christgläubigen?

Diese Konfliktlinien ziehen recht schnell pastoral praktische Konsequenzen nach sich, von der Frage des Aufbaus der Gemeinde, der Zulassung zum kirchlichen Amt bis hin zur Akzentuierung von Verkündigung, Liturgie und Gemeindeleben. Es sind Konfliktlinien, die sich im ideologischen Streit zwischen den verschiedenen kirchenpolitischen Richtungen immer wieder finden.

„Lex orandi – lex credendi“ ist ein altes kirchliches Prinzip, in dem die Relevanz theologischer Reflexion ausdrücklich gefragt wird. So sehr die römisch-katholische Kirche ihre offizielle Liturgie amtlich und – vielleicht zu – zentral ordnet und regelt und somit auch die Gesetze des Betens ausdrücklich formt, so sehr ist die Praxis des Volkes Gottes an den Grenzen und jenseits der Grenzen der amtlichen Liturgie ein Spiegel des Glaubens des Gottesvolkes (*sensus fidelium!*) und damit der *vox populi*. Hier wirken vielfach pastorale Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gestaltend oder begleitend mit.

Fragen, wie Andachten, Wortgottesfeiern, Wallfahrten gestaltet werden, welche Texte und Akzente in Katechesen der Familiengottesdienste stehen, welche Lieder gefördert und zurückgedrängt werden, sind ausdrückliche theologische Aufgaben, die noch wesentlich stärker denn bislang der theologischen Reflexion und Rezeption bedürfen. Nicht nur zufällig ist die gottesdienstliche Feier Ausdruck bestimmter Grundhaltungen und -entscheidungen. Wenn dann die Liturgische Kommission der Bischofskonferenz ein neues „Qualitätssiegel“ einführen will, ist dies nicht nur ein Versuch zentraler Steuerung, sondern auch ein Zeichen ausdrücklichen Misstrauens gegenüber der Theologie der gestaltenden pastoralen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.

### Streitplätze der Theologie sind immer neu zu bestimmen

Pastorale Praxis wird sich als Anfrage, mehr noch als Kritik an gelehrter Theologie äußern. Wenn im Kirchenrecht sogar Formen des Gewohnheitsrechtes ausdrücklich zugelassen werden, ist dies zumindest ein gewisses Zugeständnis an die Bedeutung der Praxis. Für die wissenschaftliche Theologie, vor allem für ihre systematisch-theologische Entfaltung, wird von daher wichtig sein, diese Praxis und ihre implizite Theologie zu betrachten und sich ihr im Sinne induktiver Theoriebildung zu stellen.

Am deutlichsten wird dies seit dem Zweiten Vatikanum in der Weiterentwicklung kirchlicher Dienste und Ämter. Erkennbar ist es auch in einer Neuentfaltung einer Theologie der Diakonie. Ob – und dies ist eine bestimmte Position – darum vom Vorrang der Praxis gesprochen werden sollte, muss hier nicht festgehalten werden. Dass jede Annahme und Reflexion der Offenbarung als Grunddatum der Theologie in einer bestimmten Praxis stattfindet, ist zumindest nicht bestreitbar.

Streitplätze der Theologie sind immer wieder neu zu bestimmen. Die derzeitige theologische und kirchenamtliche Kultur ist diesbezüglich nicht gerade vorbildlich. Etliche theologische Diskurse sind schnell mit disziplinären Maßnahmen überformt, so dass eine offene Auseinandersetzung sofort existenziell – in je unterschiedlicher Weise für Nachwuchswissenschaftler, akademische Lehrerinnen und Lehrer, kirchliche Bedienstete, ehrenamtliche Funktionsträger und Amtsträger bis zum Bischofsamt hin – bedrohlich werden könnte. Eine neue Kultur des öffentlichen Diskurses innerhalb der Theologien und zwischen verschiedenen Praxisbereichen und den Theologien wäre förderlich, ohne damit ein abschließend klärendes Urteil auszuschließen. Doch braucht es neue Formen und offene Felder. Wenn das gelingt, werden auch Praktiker stärkere Theologien und Theologen praxisvollere Theorien entwickeln.

### Totalitarismus der Praxis

Wer die Publikationsverzeichnisse der theologischen Verlage verfolgt, findet eine Vielzahl von Modellen für Gottesdienst, Schule und pastorale Praxis. Es sind quasi „Kochbücher“ für den Alltag der Gemeinden, zu denen auch viele pastorale Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gerne greifen. Es muss ja auch wirklich nicht jede und jeder das Rad des Handelns neu erfinden. Und doch bleibt eine gewisse Unsicherheit über die theologische Vergewisserung, die der Wahl dieser Bücher vorausgeht. Man kennt die allgemeine Ausrichtung bestimmter Autoren und Verlage. Aber eine eigene kritische Urteilsbildung, zum Beispiel zur Frage des Jesusbildes in der gewählten Kommunionmappe, der Ekklesiologie bestimmter Handbücher oder der Anthropologie, die sich hinter den Empfehlungen verbirgt, wird nur selten vorgenommen. Die Folge wird deutlich: Ein Mangel an Theorie führt zum Totalitarismus der Praxis. Wenn die Grundlagen nicht aufgedeckt werden, bleibt nur die einfache Behauptung, „die Erfahrung“ zeige, dass es geht ...

Dies ist nicht nur eine Gefährdung auf der Ebene der Gemeinden und anderer kirchlicher Sozialformen. Sie findet sich wieder in manchen Planungsabteilungen der mittleren Ebene. Die Phase, in der recht unbedarft Wirtschaftsberatungsinstitutionen für kirchliche Strukturplanung Verantwortung zugesprochen bekamen, spricht für diesen Verdacht.

Reiner Pragmatismus ist für die kirchliche Sendung gerade kein verantwortliches Handeln. Wenn man sich eines wünschte von den Absolventen der theologischen Institute, dann die Fähigkeit *und* Leidenschaft, sich auch künftig die Zeit zum Lesen und Diskutieren theologischer Literatur zu nehmen. Sie nur zu jägern und Sammlern praktischer Materialien werden zu lassen, ist zu wenig.

Dazu sollte auch das Vorurteil bearbeitet werden, dass das gläubige Volk schnell überfordert sei mit dem Schwarzbrot

theologischer Fragestellung. Dass etliche nicht mehr den Predigten zuhören, liegt, wie in der Schule übrigens, eher an der Unterforderung. Allerdings gehört zur Auseinandersetzung mit schwereren Themen auch die notwendige Sprach- und Übersetzungskompetenz der Vermittler.

Dass schließlich die „Praktiker“ der Kirche nicht nachlassen sollten, ständig die Fragestellung der Praxis an die wissenschaftlich Theologietreibenden weiterzureichen, sich nicht mit zu einfachen Antworten abspesen lassen sollten, ist ebenso notwendig. In diesen Dialog jedoch gehört unbedingt, wie schon am Anfang entfaltet, auch das kirchliche Lehramt.

All dies führt zu einigen Aufgaben und Herausforderungen für die Aufgaben und Beziehungen zwischen wissenschaftlicher Theologie, pastoraler Praxis und kirchlichem Lehramt.

Die theologischen Fakultäten stehen inmitten einer grundlegenden Veränderung des Studienaufbaus. Drei Grundzüge dieser Veränderung können für unsere Frage förderlich sein: Für unsere pastoralen Berufe kann die Forderung der neuen Studiengänge nach Employability nicht heißen, dass sie die praktischen Handwerksgriffe – schon gar nicht für eine ganze Berufskarriere lernen können. Viel mehr geht es um den Erwerb bestimmter Schlüsselqualifikationen im Sinne der Kriterienbildung.

Ein akademisch qualifizierter Theologe sollte die Fähigkeit erworben haben, bestimmte Texte und Handlungen der Kirche angemessen historisch und systematisch in die theologischen Fragestellungen einzuordnen und von der Bibel her zu deuten.

Der zweite Grundzug ist, Theologie stärker als bisher themenorientiert im Dialog der einzelnen Fachdisziplinen zu treiben. Auch das kommt der Herausforderung der Praxis nahe,

die die Fragen von Themen und nicht von Fächern her an die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen heranträgt.

Die dritte Herausforderung betrifft eher die Studierenden an den großen staatlichen Fakultäten. Der kanonische Studiengang wird dort zumindest für die nächste Zeit nicht mehr der Leitstudiengang sein. Sowohl die Lehramtsorientierung als auch weitere theologische und religionswissenschaftliche Bachelor- und Master-Studiengänge erweitern die Studierendenzahlen und auch die Perspektiven. Dabei dürfen die Studierenden nicht in Rückzugsgefechte geraten, sondern sollten vielmehr die Chancen der weiteren Horizonte nutzen, um auch für später in diesem Dialog befähigt zu sein. Umgekehrt kann und soll das Studium in den kirchlichen Fakultäten auch in den eingebauten „Softskills“ in den Praktika und Übungen noch präziser auf die spätere Tätigkeit vorbereiten, ohne zugleich „Berufsausbildung“ zu betreiben. Gerade die Chance, erste Praxis- und Praktikumserfahrungen auf hohem theologischen Abstraktionsniveau zu reflektieren, kann ein guter Schritt in die Zukunft sein.

Nur noch an wenigen Orten wird das – ebenfalls modularisierte und neu gestaltete – Fachhochschulstudium seinen

Platz haben. Die theologische Kompetenz ist hier intensiv mit der sozialwissenschaftlichen und psychologischen sowie pädagogischen Kompetenz verwoben. Diese Stärke des Lehrens kann jedoch nur dann auch für die weiteren Begegnungsfelder der pastoralen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen fruchtbar gemacht werden, wenn das Lehrdeputat der Professoren ausdrücklich Raum lässt für Arbeit in den konkreten und aktuellen pastoralen Situationen, auch in der Fort- und Weiterbildung in den konkreten kirchlichen Berufen.

Was bereits einmal in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg für viele Akademiker galt, kann in der Erweiterung der Studiemöglichkeiten wieder entstehen, dass nämlich nicht nur die pastoralen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, sondern noch etliche weitere Menschen in vielen anderen Berufssparten ausgewiesene Teilkompetenzen der Theologie erwerben. Darin liegt eine große Chance für die Kirche und eine Herausforderung für die pastoral Tätigen: Der Dialograum für Religion und Theologie, für Philosophie und Weltanschauung wird größer. Es lohnt sich, ihn zu betreten.

Die meisten deutschen Diözesen haben in den letzten Jahrzehnten eigene Fort- und Weiterbildungseinrichtungen geschaffen, teilweise auch diözesanübergreifend. Für beide Seiten, für die Diözesen und für die akademischen Institute, kann eine weitere Kooperation fruchtbar und förderlich sein, im Sinne der Begegnung mit aktuellen Fragestellungen aber auch im Sinne von Drittmittelrequisiten für die Fakultäten. In diesem

Das kirchliche Lehramt muss den Dialog mit der wissenschaftlichen Theologie fördern

Sinn sollten auch eventuell bestehende Barrieren zwischen den Einrichtungen abgebaut werden. Einladungen von Praktikern an die Fakultäten und von wissenschaftlich Forschenden

in Praxisfelder sollten mehr denn je selbstverständlich werden. Dass es dabei auch um die Evaluation der Fort- und Weiterbildung gehen muss, dass Maßnahmen entwickelt werden, die Tendenz zu rein pragmatischen Lernprozessen zu überwinden, ist selbstverständlich.

Die in jüngerer Zeit verstärkt wahrgenommenen Verschiebungen der Milieus helfen deutlicher zu erkennen, dass kirchliche Praxis nicht einfach in der Fortschreibung bisheriger Praxis verharren kann, dass es vielmehr darauf ankommt, mit den modernen Milieus, den Leitmilieus der Gesellschaft neu in Begegnung und Dialog zu geraten. Das erfordert für die pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht nur die individuelle Weitung ihrer eigenen Milieüsthetik, sondern auch eine intellektuelle Vertiefung und Erweiterung (vgl. dieses Heft, 44 ff.).

Dieser Herausforderung wird die Kirche sich nur dann ausreichend stellen können, wenn sie im angeregten Dialog mit der theologischen Wissenschaft steht, und wenn das kirchliche Lehramt diesen Dialog fördert und begleitet. *Richard Hartmann*